

amtierenden Priester (auch das sollte man nicht unterschätzen), wenn eine solche Regelung auf eine Freigabe der Entscheidung hinausliefe. Vor allem wäre dann auch der Weg frei zu einer spirituellen Neubegründung einer solchen Lebensweise, die dadurch die Attraktivität wieder gewinnen könnte, die ihr ein funktionaler Pragmatismus gewiß nicht erhalten kann.

(Wird fortgesetzt.)

## Fritz Lobinger

### Die Weihe bewährter Laien für den priesterlichen Dienst

Die Gemeinde kann mehr leisten, als wir meinen (Forts.)

*Die in Heft 2/75 geschilderte Erfahrung mit südafrikanischen Gemeinden („Die Gemeinde kann mehr leisten, als wir meinen“, S. 131 bis 135) zeigt, daß auch eine Durchschnittsgemeinde eine Gruppe von viri probati hervorbringen kann. Der Schlußteil des vorangehenden Beitrages (hier I) leitet über zu den Grundzügen und Kriterien, unter denen die Weihe bewährter Laien sinnvoll und für die Gemeinden selbst akzeptable erscheint (II). Im letzten Teil (III) werden dann noch einige besondere Probleme behandelt. — Die südafrikanische Bischofskonferenz hat sich im Juni 1975 für die Weihe solcher Presbyter-Teams ausgesprochen.* red

#### I. Viri probati aus jeder Gemeinde

##### 1. Die Sendung der Ortsgemeinde

Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die Sendung der Ortsgemeinde. Die Gruppe von Christen, die an einem bestimmten Ort ihren Glauben gemeinsam lebt, diese Gruppe ist gerufen, soviel als möglich an der Verantwortung der ganzen Kirche teilzunehmen. Sie sollte auch dazu aufgerufen werden, Männer hervorzubringen, die fähig und bereit sind, die Feier der christlichen Geheimnisse zu leiten. Es steht nirgends geschrieben und es widerspricht dem Gedanken der Sen-

dung der Ortsgemeinde, daß die Verantwortung dieser Gemeinde vor der Feier der Sakramente Halt machen müsse, daß also die Gemeinde warten müsse, bis von außen jemand geschickt wird, der die Priesterweihe besitzt.

Man könnte es auch so ausdrücken: Jede Gemeinde ist aufgerufen, in ihrer Bekehrung zu Christus nach einer gewissen Vollständigkeit zu streben. Es gehört aber zur Vollständigkeit der Bekehrung, vor der tiefsten Verantwortung für die Wahrheit des Evangeliums und die Einheit der Kirche nicht zurückzuschrecken. Wer nur die Verantwortung für sein Privatleben tragen will, aber nicht für die Kirche, hat in seiner Bekehrung jene Vollständigkeit noch nicht erreicht. Wenn man das auch nicht von jedem einzelnen in der Gemeinde erwarten kann, so muß man es doch von der reifen Durchschnittsgemeinde erwarten. Man muß sie sogar dazu aufrufen, nach diesem Ziel zu streben<sup>1</sup>.

#### 2. Weihe bewährter Männer

Die Frage der Ordination von verheirateten Männern wird gewöhnlich nur von der pastoralen Not her gesehen. Dann käme sie also gar nicht in Betracht, wo der Bischof genügend Priester, die aus anderen Gemeinden stammen, zur Verfügung hätte. Von diesem Ansatz her brauchte also im Normalfall nicht jede Gemeinde zu jener vollständigen Verantwortung aufgerufen zu werden. Sie sollte vielmehr nur aufgerufen werden, junge Männer für den Dienst der ganzen Diözese freizustellen. Das soll sicher weiterhin geschehen, aber darüber hinaus sollten wir in jeder Gemeinde den Gedanken an die Vollständigkeit ihrer Berufung wecken.

Was halten wir von einem Missionar, der bei der Gründung einer neuen Gemeinde lediglich aufruft zum Meiden der groben Sünden, zum Halten der Gebote und dem Empfang der Sakramente? Wir werfen ihm vor, er versäume es, zur Christusnachfolge in ihrer Vollständigkeit aufzurufen. Dazu gehöre z. B. auch der Aufruf zur Feindesliebe, zur Weltgestaltung aus dem Geist des Evangeliums, zur Vervollkommnung unserer

<sup>1</sup> Damit wird nicht behauptet, die höchste Form der Bekehrung sei die Ordination. Die höchste Ausdrucksform der Bekehrung ist die Liebe. Aber für die Gemeinde als Ganzes gehört auch die Ordination zur Vollständigkeit der Ausdrucksformen der Liebe.

Begabungen, unseres Volkstums, unseres Landes, zum Christuszeugnis der ehelosen Hingabe für das Reich Gottes. Was zur christlichen Berufung gehört, läßt sich sicher nicht listenmäßig aufzählen, und es ist auch nicht für jeden Einzelnen gleich. Trotzdem bleibt es eine Pflicht, nach der Vollständigkeit der christlichen Bekehrung zu streben. Wenn Paulus aufruft, nach den größeren Gaben zu streben (1 Kor 12,31), und wenn das Konzil erinnert, daß es Berufung aller Christen sei, nach Heiligkeit zu streben (LG 39), dann geht es um das gleiche Anliegen, die Christen nicht zu Mindestforderungen aufzurufen, sondern zu möglichst tiefer Ausformung des Evangeliums.

### 3. Ordination nur zur Ermöglichung der Sakramentenspendung!

Wer Ordination nur als Ermöglichung der Sakramentenspendung sieht, wird den nächsten Gedankengang nicht mitvollziehen können. Wer sie aber als Führungsverantwortung für die Verwirklichung des Evangeliums in der Gemeinde sieht, was natürlich die echte Feier der Sakramente einschließt, der wird zustimmen, daß möglichst viele Glieder der Gemeinde in möglichst tiefer Weise an dieser Verantwortung teilnehmen sollen. Dies bedeutet sakramentale Weihe von möglichst vielen zum Dienst in der Gemeinde. Die Pflicht, die Leistungsfähigkeit einer Gemeinde auszuschöpfen, ist tiefer begründet und reicht weiter, als wir oft meinen. Diese Sicht ergibt sich auch von einem anderen Ansatz her. Bekehrung zu Christus muß zu einem Gemeindeleben führen, denn nur als Kirche sind wir das Zeichen, das Christus aufrichten will. Erst die Feier des Kultmysteriums aber macht das Gemeindeleben vollständig. Möglichst tiefe Teilnahme an diesem Mysterium bedeutet aber auch, daß die Glieder der Ortsgemeinde nicht nur kommen und mitbeten, sondern auch, daß sie die volle Verantwortung für die Echtheit dieser Feiern übernehmen. Diese schwerste und tiefste Verankerung im Kultmysterium sollen sie nicht auf jemanden abschieben, der von außen kommt. Auch zu dieser sehr hohen Leistung sollen sie aufgerufen werden, und zwar nicht nur dort, wo es zu wenige zölibatäre Priester gibt, sondern überall.

### 4. Kann eine Durchschnittsgemeinde *virii probati* hervorbringen?

Der ganze Gedankengang hängt aber an der sehr praktischen Frage, ob die Durchschnittsgemeinde solche *virii probati* hervorbringen kann, Männer, die bereit sind, als Team ohne jede Bezahlung soviel Verantwortung und Last zu tragen, und ob solche Männer, die durch kein Seminar gingen, auch fähig sein werden, eine derartige Verantwortung zu übernehmen. Zwar würden solche Männer nicht völlig allein arbeiten, sondern könnten auf die Hilfe von spiritueller und theologischer Hochgebildeten, hauptamtlich arbeitenden Priestern rechnen, aber trotzdem bleibt es eine sehr bedrückende Frage, ob die Gemeinden solche Männer nicht nur als Einzelgestalten, sondern sogar als Teams hervorbringen könnten. Auch aus diesem Grund sollten wir uns um die Leistungsfähigkeit der Durchschnittsgemeinde viele Gedanken machen. Wir meinen, daß genügend Anzeichen vorliegen, die zur Annahme berechtigen, die Gemeinden könnten dies leisten.

### 5. Zur Terminologie

Es ist bisher noch nicht gelungen, einen wirklich treffenden Ausdruck zu finden für jene neue Art von Priestern, die in so vielen Ländern gefordert wird. Weder der lateinische Ausdruck „*virii probati*“ befriedigt, noch der englische „*part-time priests*“ oder „*auxiliary priests*“. Der beste Ausdruck wäre eigentlich der „Weltpriester“, doch hat dieser schon seine eigene Bedeutung. „Volkspriester“ hätte einen seltsamen Klang. Wir versuchen es hier mit dem Ausdruck „Gemeindepriester“, im Anschluß an den englischen „*community priest*“<sup>1a</sup>. Auch dieser Ausdruck kann mißverstanden werden, etwa als Unterstellung, die jetzigen Priester wären nicht Gemeindepriester. Das ist natürlich nicht gemeint. Der Ausdruck soll hervorheben, daß diese Priester mehr als die bisherigen Seelsorger in die Gemeinde integriert sind oder sein sollen, weil sie für eine bestimmte Gemeinde da sind, weil sie so leben wie die anderen Gemeindeglieder, weil sie im Normalfall einen weltlichen Beruf ausüben und eine Familie gegründet haben. Vielfach werden sie kein

<sup>1a</sup> Vgl. J. Van Cauwelaert, Promoting Lay Leaders for the new type of Ministry, in: Teaching all nations 10 (1973) 72-76.

volles Studium der Theologie mitgemacht haben.

## II. Grundzüge und Kriterien

Erfahrungen aus dem Gemeindeleben der Dritten Welt deuten darauf hin, daß eine mögliche Einführung von solchen „Gemeindepriestern“ folgende Grundzüge aufweisen soll:

### 1. Gemeindepriester sollen in langen Jahren aus den Gemeindediensten herauswachsen.

Jeder einzelne Kandidat soll zuerst viele Jahre sich nicht nur als Einzelchrist bewährt haben, sondern als führender und dienender Teil des Gemeindelebens. Er soll im Pfarrgemeinderat gewirkt haben, im Dienst an den Bedürftigen, in der Öffentlichkeitsarbeit der Pfarrei, in Vereinen, in der Verkündigung usw. Er soll dabei jene Eigenschaften bewiesen haben, die er als „Gemeindepriester“ braucht, jenen Geist der Zusammenarbeit, der Geduld und Ausdauer, Frohmüt und Optimismus, unauffällige Vorbildlichkeit, die Fähigkeit anderen Mut zu machen, die Fähigkeit zu führen und sich trotzdem in die Gemeinschaft einzufügen, die Undankbarkeit durchzustehen, die scheinbare Aussichtslosigkeit des Christlichen zu ertragen und vor allem einfach den Geist des Evangeliums.

Mit dieser Forderung soll die Weihe jener ausgeschlossen werden, die nur brave Christen sind, sich beim Bischof für das neue Amt melden und an einer Zentralstelle ausgebildet wurden, ohne sich in den Wirbel des Gemeindelebens zu wagen. Auch jene, die es zwar wagen würden, die es aber einfach nicht schaffen können.

### Konkretisierung

Bei den Anglikanern, die in Südafrika schon über sechzig solche Priester haben, muß man z. B. für etwa zehn Jahre aktive Gemeindearbeit geleistet haben als Vorbedingung. In einer bestimmten Diözese hat man einige Teile der Ausbildung zusammen mit der Gemeinde unternommen, d. h. Besprechungen im Beisein aller gehalten und Übungen gemeinsam mit allen durchgeführt. Man ging also von der Idee der Initiationsriten ab, bei denen der Gedanke der Absonderung wichtig ist, um den neuen Status klar zu machen. Beim „Gemeindepriester“ wäre die Entwick-

lung eines hohen Status und ein Bruch mit der Vergangenheit unerwünscht. — Auch in katholischen Gemeinden, die diese Art von Priestern anstreben, ist diese Art von Vorbereitung bereits seit einigen Jahren im Gange.

Auf diese Weise kann das Wachstum der „Gemeindepriester“ auch ein Wachstum der Gemeinde sein, und es würde verhindert, daß die Gemeinden diese Männer nach der Weihe für lange Zeit ablehnen, in ihrem Sakramentenverständnis irre werden und sich verlassen fühlen.

### 2. Gemeindepriester sollen ihre Eignung durch stufenweise Übertragung der Verantwortung beweisen.

Es ist eine häufige Erfahrung, daß jemand durch die Übertragung einer neuen Verantwortung tief verändert wird — oft zu seinem Nachteil. Der neue Amtsträger wird ängstlich, mißtrauisch, herrschsüchtig oder handlungsscheu. Der Vorgang wird sich auch bei der Übertragung von Gemeindeämtern zeigen, und zwar dann, wenn sie nicht nur „aus-hilfsweise“, sondern auf definitive Weise übergeben werden. Selbst in Gemeinden, die bei der Ausbildung von Gemeinde-Diakonen auf die oben beschriebene Weise vorgehen, ist dies beobachtet worden. Obwohl die angehenden Diakone schon jahrelang predigten und taufte, hat sich das Verhältnis der Diakone zum Priester und zur Gemeinde vom Zeitpunkt der Weihe an merklich verändert.

Also ist es wichtig, daß die künftigen „Gemeindepriester“ nicht nur vor der Weihe viele Dienste tun, sondern daß ihnen diese auch durch öffentliche Weiheakte übertragen werden. Die Reaktion auf den Verantwortungsschock muß stufenweise geübt und geprüft werden. Wir kommen also wieder zurück zu den alten Stufen in das Priesteramt. Sicher soll man das neue Lektorat und Akolythat nicht als bloße Stufen verstehen, aber man soll ihre vorbereitende Funktion auch nicht verachten. (Noch weniger darf der ständige Diakonat als Stufe zum Priesteramt verstanden werden.) Das verlangt aber auch, daß man diese Weihen nicht als „Machtpakete“ versteht, die jeweils angeben, „was er jetzt tun kann“. Vielmehr soll jeder der Weihe-

akte als eine umfassendere Verpflichtung zu verläßlichem Dienst in tieferer Christusähnlichkeit, eine verbindlichere Annahme durch die Gesamtkirche und ein engagiertes Einstehen für das Evangelium gesehen werden.

Es wird sehr oft gesagt, all die neuen Dienstämter seien sinnlos, es sei nur eines wichtig und dies sei die Priesterweihe. Dieses Denken kommt über das „Machtpaket“ nicht hinaus. Amtsübertragungen in der Kirche sind aber viel mehr als das. Und wenn man in der Kirche Menschen finden will, die es seelisch verkraften, ein so exponiertes Amt zu übernehmen, ohne komisch zu werden, dann muß es eben viele geben, die schon längere Zeit ähnliche Ämter übernommen haben. Aus vielen nicht so verbindlichen Diensten kann man dann einerseits Diakone wählen und andererseits „Gemeindepriester“.

### 3. Die Zustimmung der ganzen Gemeinde muß ernster genommen werden.

Die bisherige Art, die Zustimmung der Gemeinde zur Weihe von Priestern einzuholen, wird im Fall von „Gemeindepriestern“ bei weitem nicht mehr genügen. Schon durch die lange Zeit der gewöhnlichen Gemeindedienste wird sich ein natürlicher Auswahlprozeß abspielen. Aber dies wird nicht genügen. Denn manche energischen Charaktere werden trotz ihrer offensichtlichen Ungeeignetheit sich weiter um das Amt bemühen. Man hat daher in manchen Diözesen vor der Diakonatsweihe die ganze Gemeinde gebeten, durch geheime Abstimmung ihre Meinung über die Kandidaten zu äußern. In einer der Gemeinden wurde einer der Kandidaten schon vorher, bei der Abstimmung im Pfarrgemeinderat, abgelehnt, obwohl er sich seit Jahren in der Gemeinde vorbereitet hatte und der Priester ihn für geeignet hielt. Trotz seiner Ablehnung gab es aber keinen Skandal und auch keine Trotzreaktion. Die Wichtigkeit der Einholung der Zustimmung der *gesamten* Gemeinde kann bei diesen neuen Gemeindeämtern nicht genug betont werden. Ein Bagatellisieren dieses Vorgangs wäre verhängnisvoll. Die Annahme der Diakone oder der „Gemeindepriester“ durch die Gemeinde ist schwierig genug, weil sie seit langem eine ganz andere Art von Amtsträgern gewohnt ist.

### 4. „Gemeindepriester“ müssen unbedingt in Teams arbeiten.

Als Solo-Priester wird der „Gemeindepriester“ bald unweigerlich in eine Vater-Rolle gedrängt werden. Die Versuchung, sie in eine Meister-Rolle zu verwandeln, ist sehr groß. Sie kann durch bloße Appelle nicht gemeistert werden. In einem armen Land wird der einzelne für seine Dienste auch bald Geschenke erhalten. Aber auch wenn sie gut gemeint sind, wird sich daraus etwas Ungutes entwickeln.

Ein Solo-Priester käme vor allem für die kleinen Orte in Frage. Dann bestünde entweder die Gefahr, daß einer z. B. als Regierungsangestellter plötzlich versetzt würde und daß ein Ersatz nur nach sehr langer Zeit gefunden werden könnte. Oder aber er würde nach einiger Zeit untragbar; eine Versetzung von kirchlicher Seite käme aber für berufstätige Männer nicht in Frage.

Auch über diese Frage liegen bereits Erfahrungen vor. Selbst dort, wo von Anfang an vor Klerikalisierung gewarnt wurde und wo die Rolle eines Priesters oder Diakons als die eines Animators der Gemeinschaft gesehen wurde, kam es vor, daß er als Einzelner von diesem Ziel abgedrängt wurde. Oder aber er ersuchte nach einiger Zeit darum, nun nicht mehr ehrenamtlich zu arbeiten, sondern kirchlich angestellt zu werden. Diese Entwicklung ist im Fall eines Solo-Gemeindepriesters die wahrscheinlichere.

Die Aussichten für eine gesunde Entwicklung ehrenamtlicher „Gemeindepriester“ ist viel größer im Fall von Teamarbeit. Dies bedeutet, daß für die gleiche Arbeit an einem Ort immer mehrere zur Verfügung stehen. Es bedeutet also nicht nur, daß etwa ein einzelner Gemeindepriester mit einer Ordensschwester und einigen aktiven Laien sich bespricht und mit ihnen arbeitet, sondern daß es an einem bestimmten Ort nicht einen *einzelnen* „Gemeindepriester“ geben darf.

Die Gründe für diese schwierige Forderung

1. Teamarbeit macht die Übernahme des Amtes leichter, da ein Mitglied eines Teams nicht so exponiert ist wie ein Einzelner. Das ist wichtig im Fall von berufstätigen Menschen, die für ihr Geschäft werben müssen

oder in ihrem Geschäft auch Pleiten erleben und in Spannungen mit anderen Geschäftsleuten kommen. Auch für Angestellte öffentlicher Dienste entstehen Spannungen, die für Glieder eines Teams geringer sind. Außerdem werden Leute, die im Leben stehen, mit ihren eigenen Fehlern rechnen. Das wird vor allem gesunde, ehrliche Charaktere von der Übernahme des Amtes abhalten, und man bekommt eher unerwünschte Kandidaten.

2. Teamarbeit verhindert Überlastung. Ein einzelner Dorfpfarrer wird es schwer finden, sich für jeden Sonntag des Jahres zu verpflichten, den Gottesdienst zu leiten. Noch dazu, wenn er dies völlig unentgeltlich tun soll.

3. Da Versetzungen durch den Bischof unmöglich sind, entstehen im Krankheits- und Todesfall sowie bei Wechsel des Wohnortes große Schwierigkeiten, die bei Vorhandensein eines Teams leicht gelöst werden können.

4. Teamarbeit ermöglicht es, einzelne zu beurlauben oder in Ruhestand gehen zu lassen, ohne daß dies besonders ins Gewicht fällt. Das bringt neues Blut in das Team, und es ermöglicht die Behebung von allzu großen Spannungen. Vielleicht wäre es überhaupt gut, von vorneherein eine Unterbrechung der Dienstausbübung nach zehn Jahren vorzusehen. Nach dieser Zeit könnte der „Gemeindepriester“ einer Art Priestersanat der Gemeinde angeschlossen werden. Wir klagen heute schon oft darüber, daß Priester zu lange an einem Ort bleiben und dadurch untragbar werden. „Gemeindepriester“ werden aber noch viel länger an einem Ort bleiben und können noch viel leichter untragbar werden, weil sie auf vielerlei Weise mit der Bevölkerung verflochten sind.

5. Der tiefste Grund für Teamarbeit ist aber nicht ein praktischer, sondern ein theologischer. Die Kollegialität des kirchlichen Amtes und der ganzen Kirche wird in einem Team konkretisiert. Dieses wesentliche Anliegen sollte mehr beachtet werden.

In der Praxis sieht die Einführung von Teamarbeit so aus, daß der Bischof nur dort ehrenamtliche Diakone oder Priester weihet, wo sich mehr als ein Kandidat zur Verfügung stellt. Dies mag eine sehr harte Regelung sein, doch wird sich diese Härte lohnen.

Teamarbeit ist eine unabdingbare Vorbedingung der Vermeidung von neuer Klerikalisierung. Teamarbeit muß auch während der Ausbildung angestrebt werden. Gemeinsames Studium am Abend, gemeinsame Übungen und gemeinsame Beratung müssen die Regel sein. Denn es geht darum, eine Team-Haltung zu bilden. — Für die Sakramentenspendung wie bei der Meßfeier sind die gemeinsame Leitung bzw. die Konzelebration die Regel<sup>2</sup>.

Teamarbeit läßt sich aber auch mit dem Amt eines einzelnen Vorsitzenden verbinden, wenn diese Funktion abwechselnd jeweils von einem anderen übernommen wird. Dann ist die Gefahr einer Spaltung in dieser Priestergruppe verringert. Diese Gefahr wird allerdings gewöhnlich überschätzt. Als Begründung dieser Furcht wird auf die vielen Spaltungen in den protestantischen Kirchen hingewiesen. Es wird dabei aber übersehen, daß diese Spaltungen von den Pastoren hervorgerufen wurden, die als Einzelne arbeiteten, nicht von den ehrenamtlichen Laien.

#### 5. Die Mehrzahl der „Gemeindepriester“ muß ehrenamtlich arbeiten.

Wer das harte Ringen der jungen Kirchen der Dritten Welt um finanzielle Unabhängigkeit kennt, wird diese Forderung sofort verstehen. Das Problem der bezahlten Katechisten hat bereits gezeigt, daß die jungen Kirchen sich nicht eine Unzahl von bezahlten Dorfpfarrern leisten können. Selbst wenn sie im Augenblick von Europa Finanzhilfe dafür erhalten könnten, so ist diese große Abhängigkeit der wesentlichsten Führungsstruktur nicht nur recht beschämend, sondern auch gefährlich. Und auch wenn die einheimischen Bischöfe und Priester viel mehr Kirchgeld von den Gläubigen erhalten werden als die weißen Missionare, so ist doch klar, daß die einzelnen Dörfer weder einen Katechisten noch einen Priester unterhalten können. Auch drei Dörfer zusammen tun sich im Normalfall nicht nur schwer, sondern können es nicht schaffen. Wenn man aber noch mehr Dörfer zusammenlegt, dann ist

<sup>2</sup> Bei der Einführung von unbezahlten „Laienpfarrern“ in Borneo hat man festgelegt, daß Sakramente nur zusammen, nicht allein gespendet werden dürfen. Vgl. M. Neubauer, Sabah — Modell einer Laienkirche, Evangelisches Missions Magazin 118 (1974), 27.

man wieder genauso weit wie jetzt, daß die Sonntagsmesse die seltene Ausnahme bleibt. Und dies ist kein katholisches Gemeindeleben mehr.

Die Frage der ehrenamtlichen Arbeit reicht aber noch tiefer. Wenn es im Dorf einen bezahlten kirchlichen Arbeiter gibt, sei er Katechist, Diakon oder Priester, dann werden die Gläubigen eine Versorgungsmentalität entwickeln bzw. nicht ablegen. Wo die Gemeinde auf sich gestellt ist, gelingt es viel besser, diese zu vermeiden, wie die Erfahrung gezeigt hat. Nötig ist lediglich der Ausbilder jener vielen Charismen. Er kann ohne Schwierigkeit mehrere Gemeinden betreuen. Es wird also in Zukunft zwei Arten von Priestern geben müssen. Der Voll-Theologe, hauptamtlich von einem Zentrum aus arbeitend, wo er mit anderen in einer kleinen Priestergemeinschaft lebt, wird geistlich und geistig Hilfestellung leisten für die vielen Teams von „Gemeindepriestern“.

Wo ein Team von „Gemeindepriestern“ besteht, muß es zugleich noch eine große Zahl von anderen, ebenfalls ehrenamtlich arbeitenden Gemeindediensten geben. Sie geben Katechismusunterricht, leiten Beerdigungen, regeln Finanzangelegenheiten, machen Hausbesuche usw. Diese Vielzahl ist nicht eine Frage der Überlastung der Priester, sondern eine Frage des theologischen Selbstverständnisses der Gemeinde. Man ist Christ, um an der Aufgabe der Kirche so viel teilzunehmen als möglich. Zugleich verhindert diese große Zahl anderer Gemeindedienste ein Monopoldenken der Gemeindepriester und bereitet neue Kandidaten vor<sup>3</sup>.

6. *Der Übergang zur Sakramentenfeier mit „weltlichen“ Priestern muß katechetisch gearbeitet werden.*

Die meisten Gläubigen ziehen heute die Feier der Sakramente unter der Leitung von „Sakral-Priestern“ vor, d. h. Priestern im heutigen Sinn. Schon heute ist zu sehen, daß die Umstellung auf Sakramentenspendung durch weltlich wirkende „Gemeindediakone“ nicht leicht ist und noch schwerer werden wird bei „Gemeindepriestern“.

Es ist klar, daß die Umstellung nicht zu

plötzlich, nicht ohne Klärung der Gründe vorgenommen werden darf. Wo die oben geforderte langfristige Vorbereitung durch viele Jahre von Gemeindediensten und gemeinsame Ausbildung der Gemeinden und ihrer Leiter eingehalten wird, ist die Schwierigkeit schon viel geringer. Jedoch ist diese Frage keine rein psychologische. Die Sakramentenspendung durch „Weltleute“ hat einen positiven Sinn. Die Umstellung auf „Gemeindepriester“ gibt nämlich eine Chance, zur Klärung des Begriffes des Sakralen beizutragen. Das bedeutet, daß die Umstellung katechetisch verarbeitet werden muß und nicht nur als unvermeidliche Notlösung dargestellt werden soll. Hand in Hand damit geht die Klärung der alten Frage, was ein Laie und ein Kleriker in der Kirche sei. Während diese Frage sich jedoch durch die Einführung von Gemeindepriestern leichter lösen lassen wird, braucht die des Sakralen in der Kirche die katechetische Verarbeitung.

### III. Einige besondere Schwerpunkte und Probleme

1. Kann neue Klerikalisierung vermieden werden?

Sehr viele schrecken vor der Ordination von Diakonen und „Gemeindepriestern“ zurück, weil sie eine Monopolisierung neuen Stils fürchten: „... es wurde festgestellt, daß es in manchen Kulturkreisen besser ist für die Gemeinde, wenn der Amtsträger der Eucharistie nicht ordiniert ist. In manchen Kulturen verführt Ordination ihren Träger dazu, daß er alle Rollen der anderen Gemeindedienste übernimmt und auf diese Weise die so wesentliche Vielfalt der Gemeindedienste zerstört, während dies in anderen Kulturkreisen nicht geschieht“<sup>4</sup>. Die gleichen Argumente werden gegen die Diakonatsweihe vorgebracht<sup>5</sup>.

Die Angst vor neuer Klerikalisierung ist sehr berechtigt. Sie ist so groß, daß man dafür lieber die Ordination preisgeben will. Man fordert, daß bewährte Laien die „Erlaubnis“

<sup>4</sup> Pro mundi vita, New Forms of Ministries in Christian Communities, Brüssel 1974, No. 50, S. 63, engl. Ausgabe, eig. Übersetzung.

<sup>5</sup> Vgl. Record of the 1970 Ameerica Study-conference on the priest in Africa today, zit. in Missionaries to yourselves, hg. v. A. Shorter u. E. Kataza, London 1972, 195.

<sup>3</sup> Vgl. dazu F. Lobinger, Die Gemeinde kann mehr leisten, als wir meinen, in: Diakonia 2 (1975) 131-135.

zur Leitung der Eucharistiefeyer erhalten oder daß statt der Diakonatsweihe die Katechisten „Indulte“ erhalten sollten, das zu tun, was sonst der Diakon tut.

Es muß aber klar sein, daß auch die „Erlaubnis“ und das „Indult“ die gleiche Klerikalisierung hervorgerufen können. Und es sollte bedacht werden, daß die zu Recht gefürchtete Klerikalisierung auf andere Weise viel wirkungsvoller verhindert werden kann. Sie wird am ehesten verhindert durch eine Kombination von mehreren Faktoren: durch Teamarbeit, verbunden mit ehrenamtlicher Amtsausübung, verbunden mit Bewußtseinsbildung, verbunden mit gesicherten Gemeindeämtern<sup>6</sup>, verbunden mit Begrenzung der Amtszeit. Ein Faktor allein kann sie allerdings nicht verhindern. Wiederum liegen auf dem Gebiet der ehrenamtlichen Gemeindefarbeit durch Teams schon Erfahrungen vor, die beweisen, daß dies tatsächlich möglich ist<sup>7</sup>.

Die gleichen Erfahrungen warnen auch vor einer anderen Form des Klerikalismus, dem Gruppen-Monopolismus. Er besteht darin, daß es nun eine Gruppe ist, die alle Funktionen für sich beansprucht und nicht mehr die ganze Gemeinschaft an den Aufgaben und Entscheidungen teilnehmen läßt. Durch eine Kombination von verschiedenen Faktoren kann dem Klerikalismus erfolgreich entgegen gearbeitet werden.

Diese Art der Monopolverhinderung ist wesentlich katholischer als die der Eucharistie-Erlaubnis. Auch wenn diese denkbar wäre, gäbe sie doch wesentliche Inhalte der Ordination preis. Der Vorsitz der Eucharistie ruft nach einer dauernden Verpflichtung, nach Anerkennung durch die Gesamtkirche, nach öffentlicher und kultischer Bezeugung des Ursprungs dieses Amtes und nach Anrufung des im Geist gegenwärtigen Christus. Auch wenn Eucharistie schon in einigen Fällen ohne Ordination gefeiert wurde und man dies

also „kann“, so geht es heute doch darum, wie dieses Amt am besten gestaltet werden soll.

## 2. Die geheime „monarchistische“ Theologie

In Diözesen, deren Gemeinden bereits eine lebendige und bunte Vielfalt von Diensten und Ämtern aufweisen, will man manchmal nur einen einzigen Mann als „Gemeindepriester“ weihen „als Ausdruck des ‚Sakraments‘ der Einheit“ der vielen Dienste<sup>8</sup>. In vielen Diskussionen mit Priestern kann man hören, daß man den einen Nothelfer sucht, der den einen Priester vertritt.

Diesen Äußerungen liegt eine Strömung zugrunde, die nicht leicht zu definieren ist, die aber unsere ganze Planung in dieser Frage beeinflußt. Eine Komponente dieser Theologie ist die Logik: ein Christus – ein Petrus – ein Bischof – ein Pfarrer – also auch *ein* „Gemeindepriester“. Dabei wird übersehen, daß der *eine* Brüderkreis (Mt 23,9) noch lange nicht einen irdischen Meister braucht, ja nicht haben soll. Einheit ist sicherlich unauflösbar, aber sie muß nicht die vielen zur Untätigkeit herabdrücken. Im Bild des Leibes, in dem jedes Glied seine Arbeit tut, gab Paulus die Funktion des einen Hauptes nur Christus, nicht einem einzelnen Gemeindevorsteher. Sicher hatten wir immer nur einen Bischof, aber niemand zieht daraus den Schluß, daß er allein der Eucharistie vorstehen soll. Eine „monarchistische“ Theologie müßte das aber eigentlich fordern. Wenn Einheit in der Diözese nicht verlangt, daß nur ein einziger Mann Eucharistie feiert, dann wird man nicht unbedingt nur einen einzigen Gemeindepriester für eine Gemeinde fordern können. Unsere Theologie muß also die Kollegialität ernster nehmen.

## 3. Motivklärung: warum wollen wir „Gemeindepriester“?

Aus der alten Kirche wird berichtet, daß Männer, die zum Martyrium bereit waren, aber dem Tod entkamen, ohne jede Weihe der Eucharistie vorstehen durften. Das zeigt nochmals ein ganz anderes Denken. Während wir fragen, wie viele Vorsteher wir benötigen, fragten jene, wie viele Männer als Vorsteher geeignet sind, um Zeugnis zu geben.

<sup>6</sup> Solche Sicherung von Gemeindeämtern würde z. B. durch den neuen Lektorat und Akolythat erreicht. Dann hängt es nicht mehr vom guten Willen der Priester allein ab, ob diese Dienste ausgeübt werden, denn sie sind ihren Trägern von der Kirche durch den Bischof zugesprochen. Diese institutionalisierte Sicherung der Laienprediger hat z. B. in der methodistischen Kirche zum großen Erfolg der Laienaktivität geführt. Vgl. O. Hirmer, Die Funktion des Laien in der katholischen Gemeinde. Untersuchungen in der afrikanischen Mission, Münsterschwarzach 1973, 174 u. 176.

<sup>7</sup> Ebd. 92–113.

<sup>8</sup> Pro mundi vita, a. a. O. 75.

Unsere Bemühungen um „Gemeindepriester“ müssen fehlgehen, wenn wir nicht unser Denken über Ordination korrigieren. Versorgung darf nicht das erste und einzige Motiv sein, sondern das erste Motiv muß die Entwicklung der Charismen sein, was gleichbedeutend ist mit dem Zeugnis des Geistes. Die Charismen nicht nur benützen, wo sie unbedingt benötigt sind, sondern sie entwickeln, so weit als möglich, das muß unser Ziel sein. Wenn sie sich so weit entwickeln, daß sie sogar der Eucharistie vorstehen können, dann ist das ein Grund zur Freude und nicht zum Bremsen. Wenn sie die Liebe Christi so weit auszudrücken vermögen, daß das Geheimnis der Kirche sichtbar wird, dann sollen wir keine Beschränkungen auferlegen, sondern noch mehr Männer und Frauen aufrufen, danach zu streben. Bloße Versorgung mit Sakramenten ist ein zu enger Blickwinkel.

Selbst wenn also in der Kirche plötzlich sehr viele bereit wären, als zölibatäre Priester zu arbeiten, wäre das kein Grund, auf „Gemeindepriester“ zu verzichten.

## Klemens Richter

### Was leistet die theologische Ausbildung zur Bewältigung pastoraler Praxis?

*Der Beitrag informiert über die Bemühungen, durch die Reform des Theologiestudiums die Laientheologen wie die Priesteramtskandidaten besser auf ihren pastoralen Beruf vorzubereiten. Von einer Analyse der Tätigkeitsfelder und von einer Besinnung auf die wesentlichen und vielfältig spezialisierten Aufgaben von Trägern kirchlicher Dienste her ergeben sich Konsequenzen für die Aus- und Weiterbildung, die erst allmählich und in ständigem Austausch zwischen Theorie und Praxis in die Tat umgesetzt werden können\*.*

\* Zum gesamten Betrag vergleiche auch G. Siefer, Priester über sich selbst. Zur Auswertung der Priesterumfragen in der BRD, in Österreich und der Schweiz, in: *Diakonia* 5 (1974), 251–264 und 6 (1975), Heft 1 u. 3 f.

### 1. Worauf zielt theologische Ausbildung?

Was sollen Theologen lernen, warum sollen sie es lernen und wie können sie es am besten lernen? Dies ist eine zentrale Frage heutiger Curriculum-Diskussion<sup>1</sup> im Bereich der Theologenausbildung. Wurde bislang weiterhin vom vorhandenen Fächerkanon der Theologie ausgegangen und gefragt, was der Theologe alles wissen muß, damit er sich in den angebotenen Disziplinen auskennt, geht es heute bei der Bestimmung der Lernziele zunehmend darum, die Lernprozesse auf berufsspezifische Qualifikationen auszurichten. Während theologische Fakultäten und Fachbereiche zumeist noch Studiengänge anbieten, die an der Ausbildung wissenschaftlichen Nachwuchses orientiert sind – wobei lediglich der zur Verfügung stehende Stundenanteil zu Abstrichen am „Ideal“ zwingt (Doktorat minus x = Diplom; Diplom minus x = Lehramt für Gymnasium; dieses minus x = Lehramt an Realschulen) –, verlangen die für die Praxis Verantwortlichen wie auch die Studenten selbst einen stärkeren Praxisbezug der Ausbildung. Danach ist der Ansatz der Curriculumrevision nicht bei den bestehenden Fächern zu wählen, sondern bei den Berufen und Berufsqualifikationen, auf die die theologische Ausbildung zielt<sup>2</sup>. Dabei zwingt die rasche Veränderung von Berufen und Berufsanforderungen in der modernen Gesellschaft, nicht von statischen Berufsbildern auszugehen, sondern von Tätigkeitsfeldern (TF), wobei ein bestimmter Beruf zwar mit einem TF deckungsgleich sein kann, normalerweise aber mehrere Tätigkeitsfelder umfassen dürfte<sup>3</sup>.

### 2. Zur Analyse von Tätigkeitsfeldern

Doch was sind theologische Tätigkeitsfelder? Ausgangspunkt für die Gewinnung tätigkeitsfeldorientierter Lernziele müßten Situationsanalysen sein, die theologische TF beschreiben, Kriterien für die einzelnen Tätigkeiten

<sup>1</sup> Zum Begriff Curriculum und dessen verschiedener Verwendung vgl. u. a. K. Frey, *Theorien des Curriculum*, Weinheim 1971, 20–94.

<sup>2</sup> A. Stock, *Aspekte einer Curriculumrevision des Theologiestudiums*, in: E. Feifel (Hrsg.), *Studium Kath. Theologie (SKT)* 1, Zürich – Einsiedeln – Köln 1973, 78 f. Diese Reihe beinhaltet Arbeitsergebnisse der Kommission „Curricula in Theologie“ des Westdeutschen Fakultätentages.

<sup>3</sup> Der Begriff „Tätigkeitsfeld“ wird in der Diskussion durchaus nicht immer im gleichen Sinn verwendet. Für unsere Überlegungen bedarf es aber keiner klaren Definition.